
Die Kulturwissenschaften und die Krise des Sozialen

Rezension von: Wolfgang Maderthaner, Lutz Musner, *Die Selbstabschaffung der Vernunft. Die Kulturwissenschaften und die Krise des Sozialen*, Wiener Vorlesungen, Edition Gesellschaftskritik Bd. 3, Picus Verlag, Wien 2007, 120 Seiten, € 8,90.

Eigentlich ließe sich die geistesgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte sehr gut nach dem marxistischen Basis-Überbau-Schema interpretieren. Dem Realsozialismus in allen seinen Spielarten ist es misslungen, eine verstärkte Entwicklung der Produktivkräfte zu bewirken. Im Gegenteil, die „materielle Basis“ der Ökonomie hinkte etwa im Ostblock der Entwicklung im Westen und den eigenen politischen und militärischen Ambitionen immer stärker hinterher. Nur so konnten aus sozialistischen Ökonomen Hayekianer werden und kommunistische Parteieliten sich zu Neoliberalen wandeln. Was „Entfesselung der Produktivkräfte“ bedeuten kann, lässt sich beispielsweise ja auch am Fall der Wiedereinführung des Kapitalismus in China studieren.

So sehr sie sich eigentlich aufdrängen sollte, eine historisch-materialistische Interpretation der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung ist aber derzeit keineswegs in Mode. Statt von Klassen spricht man heute lieber von „Lebensstilen“, statt von Herrschaftsverhältnissen von „Kulturen“. Im öffentlichen Diskurs wird der allgemeine Begriff von Gesellschaft immer weiter zurückgedrängt und durch die Fokussierung auf moralisierend verfochtene Gruppenegoismen ersetzt. Statt der

mit Recht in Frage gestellten „Großen Erzählungen“ dominieren Ideologeme wie der Fitnesskult des mental und körperlich flexiblen Individuums. Alles das wäre undenkbar ohne die Deformationen der wohlfahrtsstaatlichen und planwirtschaftlichen Vorstellungen der Nachkriegsjahrzehnte.

Allerdings: Es gibt noch Widerstandsnester. So wie Asterix & Co. dem übermächtigen Imperium Romanum die Stirne bieten, attackieren Maderthaner und Musner in ihrer schmalen, aber gehaltvollen Streitschrift den Neoliberalismus und die aktuellen Schmutzprodukte der Kulturwissenschaften. Sie spannen den Bogen von Thatcherismus und Reaganomics bis zu Lyotard und Baudrillard und stützen sich dabei insbesondere auf Kritiker wie Zygmunt Bauman oder Fredric Jameson (S. 86), einen britischen Spätmarxisten und Analytiker der Postmoderne, der in gewissem Sinn als spiritueller Mentor dieses Büchleins gelten kann.

Was die „*Cultural Studies*“ betrifft, lässt sich paradoxerweise sagen: Diese hatten wenigstens in Großbritannien zunächst eine eher „linke“ Stoßrichtung, nämlich weg von der dominanten Oberschichtkultur und hin zur Anerkennung der Arbeiterklasse, ihrer Werte und ihrer Erfahrungen. Im Verlauf der kulturellen Wende (*cultural turn*) der Sozialwissenschaften ging allerdings das Bewusstsein für die zentrale Rolle des Ökonomischen ebenso wie des Geschichtlichen verloren. Jameson konstatiert hier einen weitgehenden Verlust historischen Bewusstseins. (Dies hängt natürlich mit dem prinzipiell ahistorischen Konzept der heute dominierenden Marktlogik zusammen.)

Maderthaner und Musner haben ihr schmales Büchlein auf einem hohen Abstraktionsniveau angesiedelt.

Das ist ein wenig schade, denn die in Wahrheit tendenziell verstärkte Abhängigkeit des Überbaus der Ideologieproduktion von der ökonomischen Basis wäre durchaus noch einige konkrete Beispiele wert.

Maderthaner und Musner vermerken beispielsweise zu Recht, die neuen Kulturindustrien setzten in starkem Maße auf Ich-AGs, Kurzzeitbeschäftigte und Scheinselbstständige (S. 36). Es ist aber auffällig, wie sehr solche Tendenzen heute bereits weit ins gewachsene Wirtschafts- und Verwaltungsgefüge hineinwirken, etwa in die staatliche Bürokratie, ins Erziehungs- und Gesundheitssystem oder ins Finanzwesen. Allorts werden unter dem Beifall der Medien „Definitivstellungen“, Pragmatisierungen und sonstige Sicherungen von Arbeitnehmern abgeschafft und damit Angst und existenzielle Unsicherheit geschürt. Hier mag es in den Jahrzehnten der Nachkriegsprosperität in der Tat manchmal zu unnötigen „Versteinerungen“ und zur Etablierung von unfähigen Personen und ineffizienten Strukturen gekommen sein, die dem neoliberalen Projekt (speziell im angelsächsischen Bereich) ein beachtliches Maß an Massenzustimmung vermittelt haben. (Nicht umsonst attackierten die Thatcher'schen Gewerkschaftsreformen Problemfelder, an denen vorhergehende Labour-Regierungen gescheitert waren, und die darauf fol-

genden Labour-Regierungen vermeiden bewusst jede Rückkehr zu den vorherigen Zuständen.)

Die schleichende Ökonomisierung und Kommerzialisierung tendiert allerdings heute ins Extreme, und hier hat Maderthaners und Musners Philippika ihre Berechtigung. Ob Abteilungsleiter parastaatlicher Organisationen oder Universitätsprofessoren – heute bestellt man solche Funktionen gerne auf Zeit (und die entsprechenden Funktionsträger dürften damit tendenziell vorsichtiger und systemkonformer agieren). Die wieder entstandene Reservearmee am Arbeitsmarkt produziert gleichzeitig selbst unter Studenten Existenzängste, die die „Kinder der Vollbeschäftigung“, also die Aufmüpfigen der 68er-Periode, nie kennen gelernt haben.

Was bleibt, ist eigentlich nur mehr die finanzielle Unabhängigkeit der wohlhabenden Rentiers. Die umfassende materielle Abhängigkeit aller anderen ist aber genau jenes Phänomen, das von der kulturellen Wende tabuisiert wird: Im Hause des Gehenkten spricht man nicht gerne vom Strick. Über alle diese Phänomene hätte man bei Maderthaner und Musner gerne Genaueres gelesen. Auch so freilich ist ihre Streitschrift ein wichtiger Beitrag zu einer Debatte, die hoffentlich bald in vermehrtem Ausmaß geführt werden wird.

Robert Schediwy